

Die Wildheit des Tiers und die Moral des Menschen

Welche moralischen Verpflichtungen wir gegenüber Grossraubtieren haben

Von Markus Huppenbauer*

Über Grossraubtiere wird intensiv debattiert. Doch kaum jemand wird behaupten, dass bei Konflikten zwischen Raubtieren und Menschen nur die menschlichen Interessen zählen, und auch die härtesten Artenschützer bestreiten nicht, dass es berechnete Interessen von Menschen gibt.

Die Schweiz hat im Unterschied zu andern Ländern keine riesigen Wildnis-Territorien. Es kann im Natur- und Artenschutz also kaum darum gehen, unberührte und ursprüngliche Wildnis zu erhalten und zu schützen. Mehr noch, aufgrund der Kleinräumigkeit der Schweiz kommt es ständig zu Konflikten zwischen Menschen und nicht-menschlicher Natur. Das gilt besonders auch im Hinblick auf unser Verhältnis zu Tieren wie Wolf, Bär und Luchs.

Was wird geduldet?

Wir müssen in der Schweiz also über Grossraubtiere in Kulturlandschaften diskutieren, in Landschaften also, die vom Menschen besiedelt und gestaltet werden. Konflikte sind hier im Unterschied zu Ländern mit grossen Wildniszonen vorprogrammiert. Es kommt viel schneller zu Überschneidungen der für Menschen und Raubtiere relevanten Besiedelungs- und Nutzungsräume. Und darum diskutieren wir primär darüber, welche Raubtiere aus der Perspektive von Menschen geduldet werden sollen. Auch wenn das einige ungerne hören: Der Ausdruck Artenmanagement ist für dieses Verhältnis zu Raubtieren sehr passend. Zentral ist in dieser menschenorientierten Per-

spektive die Frage, was einzelnen Menschen und Regionen im Hinblick auf den Umgang mit Raubtieren zugemutet werden kann. Zentral ist in dieser Perspektive, welches Gewicht wir Raubtieren angesichts der berechtigten Interessen von Menschen geben wollen. Dass es dabei nicht nur um die ökonomischen Interessen von Kleinviehhaltern geht, geht gelegentlich vergessen.

Raubtiere erbringen für Menschen nützliche Ökosystemdienstleistungen, haben für viele Menschen einen ästhetisch-emotionalen Wert, und die durch sie verursachten ökonomischen Schäden sind nicht unbedingt grösser als die Schäden, welche durch die ihnen zum Opfer fallenden Nutztiere verursacht werden. Diese unterschiedlichen Interessen gilt es auszubalancieren. Und in der Schweiz scheint das bisher ganz gut gelungen zu sein. Der Artenschutz an sich ist kaum umstritten, und einzelne Raubtiere werden erst getötet, wenn sie erhebliche Schäden verursacht haben. Das entspricht einem pragmatischen Umgang mit den Konflikten.

Nicht wenige behaupten natürlich, dass es ethische Gründe gibt, Raubtieren völlig unabhängig von den Interessen von Menschen einen eigenen moralischen Wert zuzuschreiben und sie entsprechend respektvoll zu behandeln. Einerseits wird hier auf die klassischen tierethischen Kriterien rekurriert, gemäss denen bestimmte Interessen von empfindungsfähigen Tieren berücksichtigt werden müssen. Im Fokus stehen hier Tiere als Individuen. Neuerdings spricht man in der Schweiz sogar von der Würde der Tiere. Wer so spricht, müsste eine Würde auch bezüglich Raubtieren für sinnvoll halten, und das hätte entsprechende Folgen für den Umgang mit einzelnen Raubtieren. Ein Tötungsverbot läge durchaus auf der Linie derer, die mit Würde argumentieren.

Auf der anderen Seite finden sich eher holistisch orientierte Argumentationen. Hier sind es einzelne Arten und ihre ökosystemischen Funktionen, die als ethisch relevant gelten. Zentral sind dabei die Vorstellungen, die wir von der Natur und unserer Stellung darin haben. Häufig wird argumentiert, wir hätten die Pflicht, im Sinne der wiederherstellenden Gerechtigkeit die Rückkehr bestimmter Raubtiere wenn schon nicht zu fördern, dann auch nicht zu behindern. Es scheint, wie schon gesagt, als ob jedenfalls gegenwärtig die holistische Frage des Artenschutzes in der Schweiz weniger umstritten ist als die Frage des Umgangs mit einzelnen Raubtieren.

Je nachdem, ob man Raubtieren einen eigenen moralischen Wert zuerkennt oder nicht, werden Begegnungen mit ihnen und Nutzungskonflikte unterschiedlich beurteilt werden. Wie soll

mit diesen Unterschieden in der Beurteilung umgegangen werden?

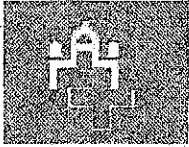
Keine blossen Nutzen-Kosten-Analysen

Einige Autoren im Bereich der Umweltethik schlagen heute pragmatische Lösungsansätze vor. Statt endlose Diskurse über den inhärenten Wert von Raubtieren oder generell von Lebewesen zu führen, schlägt man vor, über spezifische Anreize Konflikte zu vermeiden und von kaum jemand bestrittene, also positive Folgen zu generieren: In der Schweiz hiesse das beispielsweise, die staatliche Subvention der Kleinviehhaltung an bestimmte Bedingungen zu knüpfen (Herdenhunde usw.), welche bestimmte Konflikte vor allem mit Wölfen gar nicht erst aufkommen lassen. Ganz abgesehen davon, dass man diskutieren müsste, wie sinnvoll solche Subventionen auch unabhängig von der Raubtierproblematik sind. Es ginge darum, beispielsweise Bären das Stöbern in Abfallcontainern zu erschweren. Was in den USA in jedem Naturpark gang und gäbe ist, dass bärensichere Abfallcontainer aufgestellt werden, das sollte doch auch in der Schweiz mit geringem Aufwand möglich sein.

Etwas komplexer ist die Frage der Konkurrenz von Luchsen in einigen Jagdrevieren. Soll man Luchse abschiessen, weil sie den Jägern bei deren Tätigkeit in die Quere kommen? Vielleicht müsste man auch hier nüchterne, ökonomische Abwägungen machen. Was kommt die Steuerzahler insgesamt billiger: Jäger, die Reviere ökologisch hegen und pflegen, oder Luchse, welche das auf ihre Art und Weise tun?

Gerade an diesem Beispiel wird allerdings deutlich, dass sich die Frage unseres Verhältnisses zu Raubtieren nie bloss auf Kosten-Nutzen-Analysen reduzieren lässt. Immer spielen Emotionen in diese Fragen hinein. Und dies deshalb, weil bei diesen Fragen immer auch das Selbstverständnis von Menschen als Jäger, als Kleinviehhalter, als Biologin, als Städterin mit Natursehnsüchten, als Landbewohner mit Unbehagen gegenüber obrigkeitlichen Vorschriften usw. tangiert ist. Die Art und Weise unseres Verhältnisses zur Natur, auch zu Raubtieren, ist ein Teil unserer individuellen

und kulturellen Identität. Insofern steht bei der Frage unseres Umgangs mit Raubtieren nie nur deren objektiver Nutzen oder Schaden zur Debatte, auch nicht ihr objektiv (oder eben nicht) feststellbarer Wert. Mittransportiert ist immer die Frage, wer wir im Verhältnis zur aussermenschlichen Natur sind



und sein wollen.

Eine Form von Xenophobie

Zentral ist dabei die Frage, an welchen Bildern von Natur wir uns orientieren wollen. Solche oft nicht explizit thematisierten und ausgesprochenen Bilder entfalten ein starke Kraft und sind häufig attraktiver als rationale Argumente aus Ökonomie, Ethik und Politik. Erinnert sei an Bilder aus semantischen Kontexten wie «Wildnis», «Würde der Kreatur» oder «Natürlichkeit». Oft wirken damit zusammenhängend Motivationslagen, über die man überrascht ist, macht man sie sich klar. So scheint im Falle von Raubtieren, welche die Schweizer Grenze überqueren, gelegentlich eine Form von Xenophobie zu wirken. Man möchte die zwar geschützten, aber unliebsamen Gäste am liebsten nicht als Einwanderer aufnehmen müssen. Das gilt nicht nur bei den Grossraubtieren. Analoges ist auch bezüglich der sogenannten invasiven Arten zu beobachten, welche das vertraute und heimatliche Arteninventar zu bedrohen scheinen.

Was mit diesem Hinweis auf Naturbilder gesagt werden soll: Ein Wolf kann als biologischer Organismus, als leidensfähiges Wesen, als Bedrohung, als Eindringling, als Träger von Würde oder als Geschöpf Gottes wahrgenommen werden. Sehr unterschiedliche Bilder mit entspre-

chenden Metaphern und Geschichten sind hier denkbar. Und je nachdem werden wir unterschiedlich handeln wollen. Das wird gar nicht immer so eindeutig sein, wie das Ethiker gerne hätten. Verschiedene Bilder können sich zu widersprüchlichen und komplexen Motivationslagen in ein und demselben Menschen zusammenfinden.

Das Problem daran: Wir haben gesellschaftlich-politisch, aber auch philosophisch kaum Instrumente, um uns über solche uns orientierenden Bilder rational zu verständigen. Sie gelten häufig als bloss subjektiv. Hier wird nur weiterzukommen sein, wenn wir uns zum einen diese Naturbilder klarmachen und wenn wir uns zum anderen – wie in andern Fällen konkurrierender Orientierungen auch – auf einen respektvollen und toleranten Umgang mit den Naturbildern anderer einlassen. In der Schweiz scheint man diese liberal-pluralistische Strategie im Umgang mit Grossraubtieren trotz gelegentlich hochgehenden Wogen gewählt zu haben. Und eine andere Strategie ist in unserm kleinräumigen Land auch kaum sinnvoll.

* Der Theologe Markus Huppenbauer ist Titularprofessor und Geschäftsleiter des universitären Forschungsschwerpunktes Ethik an der Universität Zürich. In seiner Forschung widmet er sich unter anderem der Umweltethik.



Der Bussard auf dem Tisch des Präparators: ein biologisches Wesen, ein Geschöpf Gottes oder ein Träger von Würde?

KARIN HOFER